

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 9 (1957)
Heft: 2

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BLICK AUF DIE LEINWAND

Der unbekannte Soldat

Produktion: Finnland
Regie: E. Laine
Verleih: Columbus-Film

ms. Dieser finnische Film — der erste aus dem Nordland, der unseres Wissens die Schweiz erreicht hat — ist die Chronik des Zweiten Russisch-Finnischen Krieges (1941—1944). Er berichtet vom Aufbruch der finnischen Armee, die die im ersten Krieg (1940) verlorene Provinz Karelien zurückerobert und dann über die alte Grenze hinaus weiter nach Ostkarelien hineinstößt, wo es zum Stellungskrieg kommt, der drei Jahre lang dauert und erst aufhört, als die große russische Walze zum Ansturm ansetzt.



Die unbekanntesten Soldaten Finnlands, fluchend und widerwillig, aber doch großartig kämpfend.

Väinö Linna, nach dessen Erlebnisbuch «Kreuze in Karelien» der Film gedreht wurde, und Edvin Laine, der Regisseur, haben dieses historische Geschehen zum äußeren Handlungsrahmen ihrer Chronik gemacht. Was erlebt und erlitten wurde, ist aus der Sicht der einfachen Soldaten erzählt. Tief packt uns das Menschliche dieser Soldatenchronik. Nicht Glanz und nicht Gloria des Vaterlandes werden hier gefeiert, nicht Heldentum und Ruhm auf Kothurn gestellt. Soldaten, wirkliche Soldaten gibt es in diesem Film. Sie töten und sterben, und die Angst schüttelt sie, sie heulen vor Schmerz, vor Wut, brechen vor Furcht zusammen, zwingen sich zum Mut, sind tapfer, lassen sich in jene große Gleichgültigkeit fallen, die allein das Ueberleben noch zu sichern scheint. Manche sind Feiglinge. Manche sind tollkühn. Alle macht die Angst zu tapferen Männern. Sie siegen, aber sie verfallen weder dem Rausch des Sieges noch dem des Tötens. Sie wühlen sich in die Erde ein, warten und harren aus in langen, kalten Wintern. Sie sind zäh. Wie zäh sie sind, zeigt erst der Rückzug. Sie kämpfen sich zurück.

Oft genug wurde es gesagt, daß diese Finnen außergewöhnlich gute Soldaten waren. Aber sie sind — so zeigt uns dieser Film — nicht Soldaten nach den Regeln des Exerzierreglements. Die formale Disziplin paßt ihnen nicht in den Kram. Sie stecken voller Widerspruchsgeist. In den Augen eines Offiziers, der formale Disziplin über alles schätzt, könnten sie als Rebellen und Defaitisten erscheinen. Aber sie sind weder das eine noch das andere, so wie auch dieser Film, wie es manchen scheinen möchte, keines von beiden ist. Sie sind einfach Soldaten, die tun, was der Krieg von ihnen fordert, ohne daran zu glauben, daß sie das Soldatsein auch noch großartig finden müßten. Sie sind Menschen, die leiden, auch wenn sie tapfer sind; die fluchen, auch wenn sie aushalten, die aushalten, weil sie fluchen, und aufsässig sind, weil sie zäh sind.

Man kann dem Film Laines vorhalten, daß er Szenen aneinanderreihet, ohne mit Uebergängen zu gestalten, daß er manche Figuren zu wenig profiliert und in der Topographie des Kampfgebietes manchmal die Orientierung verliert. Aber das sind Aussetzungen, die wenig zäh-

len neben der Wahrhaftigkeit dieses Films. Sein Realismus schreckt vor nichts zurück, aber er pirscht sich nie an das Grauenhafte um des Effektes willen heran. Die Kamera rückt das Antlitz einer unergründlichen Landschaft, die Wälder und Tundren, in Atemnähe und schließt die Gesichter der Soldaten auf. Die Darstellung von Nahkampfgefechten ist von dokumentarer Echtheit. Der Film aber ist mehr als das, er ist ein Dokument des Menschlichen, das deshalb so erschütternd wirkt, weil man nie die Absicht spürt, eben ein solches Zeugnis zu sein. Edvin Laine und seine Mitarbeiter sind die von der grauenvollen Größe dieses Schicksals Ueberwältigten. Dieses Ueberwältigtsein ist so unmittelbar stark, daß man manches Ungehobelte, ja vielleicht Dilettantische an ihrem Film vergißt.

Unser Volk soll diesen Film sehen. Er ist von brennender Aktualität. Ein Fanal der Freiheit ist er, gerade weil er es nicht sein will. Eindrücklicher als Wochenschauaufnahmen zeigt er, was Krieg ist. Besser als unsere militärischen Instruktionsfilme, die schrecklich gestellt sind, veranschaulicht er die Kampfmethoden der Infanterie. Und für unser schweizerisches Filmschaffen vermag er zum Beispiel dafür zu werden, wie wir, die Bereiche unserer Aktivdienst Erfahrungen ausschreitend, einen schweizerischen Soldatenfilm zu drehen hätten, wenn unsere Produktionsgesellschaften endlich den Mut zu Problemen unseres nationalen Lebens aufbrächten. Ein Beispiel vermag er auch für den Enthusiasmus zu sein, mit welchem unsere kommerzialisierten Filmleute schaffen müßten, wenn sie von ihrem künstlerischen Ausdrucksmittel wirklich ergriffen wären.

Sissi

Produktion: Oesterreich
Regie: E. Marischka
Verleih: Neue Interna-Film

ms. Die Filmösterreicher können das KaiserIn nicht lassen. Nach dem Riesenerfolg, den «Sissi», die Geschichte von der Elisabeth aus Bayern, hatte, war zu erwarten, daß so fortgefahren würde. Und wie wird fortgefahren. Wir sehen nun Sissi, die junge Kaiserin, im Kampf mit den Tücken des strengen, spanischen Hofzeremoniells, im Streit mit der Schwiegermama (ach, können die biederen Bürgerfrauen im Kinoparkett schluchzen, auch Kaiserinnen haben, gottlob, böse Schwiegermütter, und nun schnupft's sich leichter) und im Widerstand gegen die Unterdrückung der Ungarn durch Nikolaus, den Zaren — man profitiert da ungewollt von politischer Aktualität. Am Schluß wird die Sissi in Budapest zur Königin von Ungarn gekrönt.

Hoffentlich verschonen uns die Filmösterreicher mit einer dritten Sissi. Ach, was haben sie aus dieser Frau gemacht! Aus dieser Elisabeth, der tragisch Vereinsamten, dieser ergreifenden Frauengestalt, die die Phantasie der Dichter nie losgelassen hat! Eine Operettendame mit neckischem Mädcheneinschlag haben sie aus ihr gemacht. Nicht Elisabeth ist das, sondern Romy Schneider, die jungen-mädchenhafte Pussierlichkeit in Person. Wieviel Kitsch gibt es doch auf der Welt, wieviel Kitsch.

Der Hauptmann von Köpenick

Produktion: Deutschland
Regie: H. Käutner
Verleih: Safi-Films

ms. Carl Zuckmayers Bühnenspiel «Der Hauptmann von Köpenick», die wahre Geschichte jenes armen Schusters Voigt von Berlin, der sich als Hauptmann verkleidete, den Bürgermeister von Köpenick verhaftete und so das Militär- und Beamtenregime des Deutschen Kaiserreiches lächerlich machte, ist nun zum drittenmal verfilmt worden. Helmut Käutner, von Carl Zuckmayer als Drehbuchautor assistiert, zeichnet für die Regie.

Zuckmayer hat keinen Schwank geschrieben. Er wollte die tragische Satire des Deutschen Reiches schreiben. Sein Held ist ein armer Schlucker, der viele Strafen auf dem Buckel hat, nirgendwo sich niederlassen kann, weil er keine Papiere bekommt, die Papiere aber nicht bekommt, weil er nirgends niedergelassen ist. Er will einen Paß, damit er wenigstens weg kann, die Heimat, dieses ungastliche Land, verlas-

sen kann. Und darum verkleidet er sich als Hauptmann, darum umstellt er mit der Wache das Bürgermeisteramt von Köpenick und verhaftet er den Bürgermeister. Aber vergebens: dort hat es keine Paßstelle. Aber alles löst sich in Minne. Auf allerhöchsten Befehl des Kaisers wird der Schwindler aus dem Gefängnis wieder entlassen und erhält seinen Paß.

Helmut Käutner hat, so wenig wie Zuckmayer, aus diesem Stoff, der doch dazu geeignet wäre, eine Satire gestaltet. Was unter ihren Händen entstand, ist eine Komödie mit ernstern Untertönen, mit etlichen kabarettistischen, schwankhaften Einlagen, spaßig und menschlich dennoch, formal sehr dem Theater verpflichtet, kaum auf längere Strecken hin filmisch adaptiert. In dieser Hinsicht enttäuscht der Film. Hingegen wiegt alle diese Mängel, die einem Wolfgang Staudte etwa nicht unterlaufen wären, die Darstellungskunst Heinz Rühmanns auf, der einen herrlichen Hauptmann hinstellt und sich so als einen großen Schauspieler legitimiert. Endlich muß er nicht mehr eine Schwankfigur sein. Endlich darf er, der sich zwar immer weigerte, als Schauspieler Klamauk zu machen, auch wenn seine Rolle noch so miserabel war, ein Menschendarsteller sein. Er ist leise, voller Andeutungen, menschlich, ergreifend; freilich fehlt ihm die Dämonie, die man sich mit dieser Rolle sehr wohl vereint vorstellen kann. Aber was tut's: durch Rühmann wird dieser Film zu einem wirklichen Vergnügen, ja zu einem Erlebnis.

Heute heiratet mein Mann

Produktion: Deutschland
Regie: K. Hoffmann
Verleih: Monopol-Films

ms. In diesem deutschen Lustspiel — von Kurt Hoffmann nach einem Roman von Annemarie Selinko gedreht — spielt die andere in Deutschland berühmt gewordene und im internationalen Film angesehene Schweizerin mit, Liselotte Pulver. Die ist nun zweifellos nicht von jener souveränen Begabung einer Maria Schell, aber sie hat Sinn für Werte, Rang und Echtheit. Sie spielt sauber, nüancenvoll und charmant, setzt nie auf, verfällt nie in einen unechten Ton, gibt nicht eine



Liselotte Pulver in der hübschen Komödie «Heute heiratet mein Mann».

Gebärde, die um des Effektes willen da ist, sagt immer, mit der kleinsten wie mit der größten Geste, aus. Sie hat, kurz gesagt, Geschmack. Das gibt diesem Lustspiel, welches in der Story allerdings wenig originell ist — die Frau und der Mann, die sich haben scheiden lassen, aber wieder zueinander finden — seinen Reiz. Ja, man muß sagen, den Filmdeutschen hätte man das gar nicht zugetraut. Eine rechte Köstlichkeit ist dieses Lustspiel Hoffmanns, der doch sonst eine so schwere Pranke hatte («Feuerwerk») und in den «Drei Männern im Schnee» die Geistreichigkeit Erich Kästners so ausgiebig verschmierte mit abgedroschenen Inszenierungsgags des deutschen Lustspiels. Hier aber hat er nun Leichtigkeit. Zwar funkelt auch dieser Film nicht durch Einfälle, aber er glitzert doch. Er hat fast die Duftigkeit einer guten Komödie.

Paris Palace Hotel

Produktion: Frankreich
Regie: H. Verneuil
Verleih: Sadfi

ms. Charles Boyer ist der Schauspieler mit den schwersten Augenlidern. Als er ein junger Beau war, verstand er es wie keiner sonst, damit zu schluchzen, und die Frauen badeten sich in dem feuchten Glanz seiner dunklen Augen. Heute, als gereifter Mann, bewegt er seine Lider mit Charme. Welchen Charme hat dieser Mann! Nur Melvyn Douglas hatte außer ihm noch solchen Charme. Wie geistreich ist er, wieviel Ironie, als Selbstironie steckt darin! Das macht diesen Film, den Henri Verneuil nach einem eigenen Drehbuch geschaffen hat, zum Spaß — und natürlich auch die liebevolle Erscheinung der Françoise Arnoul macht ihn dazu. Eine charmante Blödelei könnte man diesen Film nennen, der die Geschichte eines jungen Paares, das sich liebt, und eines alten Schwerenöters erzählt, der am Weihnachtsabend seiner lästigen, mondänen Gattin entflieht, ein bißchen Abenteuer sucht und durch das Abenteuer zur guten Einsicht gebracht wird, daß er ein ehrenwerter älterer Herr zu sein hat und die brausende Liebe, auch die naschende, den Jungen überlassen soll. Liebenswert ist das erzählt, mit Witz und komödiantischem Jux. Man unterhält sich aufs vergnüglichs-te, denn das Prickelnde hat hier Witz, das Erotische kommt ohne Schwüle aus, das Leichtlebige gibt sich nicht los. Und die Moral kommt nicht zu kurz.

Liebe

Produktion: Deutschland
Regie: H. Hächler
Verleih: Stamm-Film

ms. Vor Jahren hat Vicki Baum, die Courths-Mahler der Gegenwart, den Roman «Vor Rehen wird gewarnt» geschrieben. Diesen Roman hat, auf Geheiß seiner Verlobten, der Regiedebütant Horst Hächler verfilmt. Die erwähnte Verlobte ist niemand anders als Maria Schell. Männer, die sich Künstler fühlen, sollten nie auf Frauen hören, auch wenn diese selber als Künstlerinnen wirken — schon gar nicht, wenn sie zwar das außergewöhnliche Talent, aber auch den schlechten Geschmack einer Maria Schell haben.

Die Geschichte dieses Films ist banal und süßlich bis zum Verzweifeln. Ein berühmter Geiger liebt zwei Frauen, eine selbstlose und eine egoistische; die beiden Frauen sind Schwestern. Er heiratet die Selbstlose. Die Egoistische wird er heiraten, nachdem der Po mit einer Ueberschwemmung dafür gesorgt hat, daß die erste tot und die zweite zum Verzicht gereift ist. Maria Schell spielt die Rolle der Egoistischen. Das ist — einzig — sinnvoll an diesem Film. Denn egoistisch ist diese Schauspielerin: der Film besteht fast ausschließlich aus Groß- oder Nahaufnahmen der Schell, den anderen Darstellern ist kaum Raum gelassen, höchstens daß der Italiener Raf Vallone gelegentlich auch eine Großaufnahme erhält; Eva Kothaus aber, in der Rolle der Selbstlosen, muß sich mit wenigen Szenen begnügen, da sie zeigen darf, daß sie zumindest so viel wie die Schell kann. Das gefällt der Schell natürlich gar nicht, und da sie hoch im Kurswert steht, kann sie befehlen. Sie hat auch ihren unseligen Verlobten befehligt. Man merkt es dem mißlungenen Film auf Schritt und Tritt an. Das ist eine einzige Suade, ein Sammelbecken schlechten Geschmacks, ein Sumpf von schlimmster Sentimentalität. Die Schell hat Gelegenheit über Gelegenheit, ihre Augen groß aufzureißen, und da sie wohl eine gute Schauspielerin ist, vom Regisseur aber mit Substanz gefüllt werden muß — was hier eben nicht geschieht —, blicken diese Augen nur leer. Und ihr schmelzendes Lächeln, das wirklich schön ist an ihr, wiederholt sie so ohne Unterlaß und ohne Kontrolle über sich selbst, daß man am liebsten die Augen schließt vor so viel Selbstgefälligkeit. Die Schell ist eine große Schauspielerin, aber sie braucht, um ihre Größe entfalten zu können, einen harten, strengen, künstlerisch unerbittlichen Regisseur — einen Siodmak, mehr noch einen Clément («Gervaise») oder nun einen Visconti, der mit ihr die «Weißen Nächte» von Dostojewski drehen will. Ohne den Regisseur mit harter Hand, künstlerischem Gewissen und menschlicher Substanz ist die Schell ein Quell des Unechten, Aufgesetzten, Leeren und Phrasenhaften. Sie ist so von sich eingenommen und vertraut so sehr auf ihren Starkerfolg, daß sie nicht einmal mehr merkt, wie sehr sie von ihren Mitspielenden an die Wand gedrückt wird, selbst von Raf Vallone, der, in eine ihm gar nicht liegende Rolle gezwängt, ein Naturbursche ist und dadurch echter wirkt, auch wenn er als Schauspieler herzlich wenig kann, viel weniger als diese ungemein begabte Darstellerin aus Zürich, die meint, die ganze Welt müsse ihr zu Füßen liegen.